

Fülle der Farben den reizvollen Ton modelt, war das Ideal des künstlerischen Sehens, das Hörmann vorschwebte." Ein so sicherer Kunstverstand hat lange nicht aus einem Wiener Maler gesprochen.

Die ersten Versuche von Hörmann sind aus dem Jahre 1869. Der junge Officier, der im Kriege von 1859 und bei Custoza gefochten hatte, fieng in der Dede kleiner Garnisonen an, zum Zeitvertreib Illustrationen erst durchzupausen, dann mit freier Hand zu copieren. Bald reizte es ihn, selber zu zeichnen. Es genügte ihm nicht mehr, Vorbilder zu treffen; selber wollte er nun etwas machen, das sich sehen könnte. In dem, was die Laien „hübsch“ nennen, finden wir ihn zunächst befangen: gefällige Scenen mit angenehmen Farben ungefähr darzustellen, so dass nichts stört und die treue Hand bewundert werden muß. Dann wird er noch kühner und will auch seinen Witz, sein Gemüth beweisen, heitere oder traurige Novellen mit dem Pinsel erzählend. Freilich sollten sie immer „nach der Natur“ erzählt sein: die Bäume oder Wiesen seiner Compositionen sollten immer der Natur entnommen sein. Doch merkte er schnell, dass sie, indem er sie aus der Skizze in das Bild trug, doch nicht mehr dieselben Bäume oder Wiesen waren. Es sah ganz gut aus, aber wie er gern sagte, „es überzeugte nicht“. Es konnte wohl so sein, aber man fühlte nicht, dass es so sein mußte. Es war irgend ein Baum, wie Bäume eben sind, ein möglicher, aber nicht gerade dieser bezwingend wirkliche Baum, den er meinte; irgend eine Buche, aber nicht gerade die dritte Buche an der Quelle im Walde links, wie er sie am sonntagsvielten um neun Uhr früh gesehen. Auf dem Wege von der Skizze zum Bilde gieng allerhand verloren und gerade, was da verloren gieng, wurde ihm jetzt theuer: das gerade, den Schimmer der Minute, wollte er haschen; den momentanen Schein der Natur, wie er jetzt und nie wieder ist, mit dem ganzen Dufte der ersten Empfindung, die eben schon wieder verdampft, drängte es ihn einzufangen. Das Beiläufige, der Menge Gefällige widerte ihn an. Was sie gar nicht sieht, suchte er auf. Den Thau der Dinge, das Verhuschende an ihrer Schönheit wollte er jetzt ergreifen. In einem curiosen, oft überschwenglichen, dann wieder rathlosen Hefte, das er „Künstlerempfindungen“ nannte (Wien, bei Leopold Weiß, 1892), hat er erzählt, dass es seine Lust war, abends, wenn es dunkelte, zu wandern und dann seinen braunen Stock senkrecht vor sich hinzuhalten, um so zu sehen, wie hell, wie farbig die Natur selbst in der Dämmerung wirkt: „Und diese Natur sollen wir nicht corrigieren oder transformieren, nicht abschwächen oder verstärken, weil das Unwahre unser Auge nie befriedigt. Nur, wer die Seele der verschiedenen Farbentöne in ihren gegenseitigen Werten: das Grün einer Wiese zum Ackerfelde, zum Weiß des Hauses, zum Blau oder Grau der Luft, zum Baume, zur Pflanze, zum Stamme — wer das alles im Gedächtnisse, im Auge und sozusagen in der Hand hat, der kann auf dieser Basis ebenfalls in den gleichen Valeurs transformieren, nie aber darf er auf Kosten des Effectes unwahr werden. Ist eine menschliche Figur im dunklen oder hellen Zimmer, im Sonnenschein oder unter grünem Laubdache, am Tage oder am späten Abend nicht ganz verschieden? Viele bleiben eben auf ihrem alten Wege, weil sie zu bequem sind, die Augen zu öffnen. Daher kommt jener Kampf. Die einen malen eben, wie es bisher Sitte war und wie es uns durch Lehrer und frühere Bilder vermittelt wurde; die anderen malen, wie sie sehen.“ Diese Sätze nennen seine Bedeutung: er hat sich nicht an die Sitten der alten Malerei gekehrt, sondern sehen gelernt, um nach seinen Augen zu malen. Dafür redlich seine Kräfte ansetzend, bis er alle Launen der Farben, besonders des Grün, sozusagen in die Hand bekam und ihn die Natur frei mit sich schalten ließ, hat er aus ganz banalen Dingen: stillen Feldwegen, armen Gassen, traurigen Ecken der Zainer und Nezer Gegend eine rührende Poesie geholt. Das wird man, wenn es doch noch mit der Zeit auch in der Wiener Malerei tagen sollte, dem tapferen Manne nicht vergessen.

Aber wird es je tagen? Diese Frage hat ihn noch in seinen letzten Stunden bekümmert und gequält; sie lag schwer auf seinem treuen Herzen. Ich entsinne mich, dass er einmal zu mir kam und mich drängte, sogleich mit ihm zum Minister zu gehen, um der Regierung die Lage der Maler darzulegen. Kein Zweifel: wenn man oben ahnte, wie elend es mit ihnen steht, hätte man doch gewiß schon geholfen. Wir sollten dem Minister sagen, was andere Regierungen thun: einem französischen Schlachtenmaler hat die Behörde eine Escadron zugewiesen, die er dann, um recht zu beobachten, Tage lang manövrieren, bald angreifen, bald in wilder Flucht davonsprengen ließ; für das Pariser Rathhaus hat die Stadt um fünf Millionen Franken Aufträge an Künstler gegeben; und welche Summen werden dort jährlich zu Ankäufen für die Museen der Provinzen verwendet! Aber bei uns nimmt sich niemand der Maler an; wie soll da die Jugend gedeihen? Sie wird gezwungen, für den Markt zu schaffen, den Launen der Menge zu dienen, sich an die Händler zu verkaufen; wie kann sie da suchen und streben? Davon hängt alles ab, dass es gelinge, die jungen Leute in Sicherheit zu bringen, wo sie unbekümmert nach ihrer Bildung trachten dürfen. Dieser Gedanke wollte ihn bis an sein Ende nicht verlassen. Ihn nimmt jetzt seine Witwe, Frau Laura von Hörmann, hochmüthig auf, indem sie den Ertrag seines Nachlasses einer Stiftung „zur Förderung empfortreibender Künstler“ widmet. Mögen sich die Wiener der edlen Frau würdig zeigen!

Sermann Bahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Nach langen Jahren politischen Stillstands winkt uns endlich ein Fortschritt nach westlichem Muster. Der sergeant at arms des englischen Parlaments und die militärische Wache der französischen Kammer sollen bei uns Nachahmung finden, frohlocken die officiösen Blätter. Man gewähre nur unserer Volksvertretung unter Einem auch alle übrigen Machtbefugnisse und die Wahlordnung der englischen oder französischen, dann wäre selbst dagegen nichts einzuwenden, wenn unser rühriger Parlamentspolizeipräsident Chlumecly sich bezüglich des seinem Befehle zu unterstellenden Detachements für die Uniform der Justizwache entschied.

Die galizischen Blätter fangen an ungeduldig zu werden. Ihnen ist offenbar das Tempo der „speciellen Fürsorge für die schwächeren Länder“ ein zu langsames. Deshalb wetteifern sie miteinander in Maßregelungsvorschlägen gegen die derzeitigen und alle zukünftigen Störer des galizischen Landfriedens in Oesterreich. Den Vogel abgeschossen hat der dem Ministerpräsidenten nahestehende Kratauer „Glas“, der mit der parlamentarischen Redefreiheit gleich auch die Immunität der gehaltenen Parlamentsreden confiscieren möchte. Wie von wohlunterrichteter Seite gemeldet wird, steht jedoch Graf B aden i diesem publicistischen Attentatsversuche gegen die primitivsten Parlamentsrechte vollkommen fern. Graf B aden i soll vielmehr im Einverständnisse mit Freiherrn v. Chlumecly auf jede Abänderung der Geschäftsordnung gern verzichten, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass alle sich zum Worte melbenden Redner den Wortlaut ihrer zu haltenden Rede einer aus dem Ministerrath und dem Präsidium des Hauses zusammengesetzten Commission zuvor zur Genehmigung vorlegen. Dieser Modus hat sich ja auch bei Practicierung unseres Versammlungsrechtes vorzüglich bewährt, es ist daher gegen seine Reception in unser Parlamentsrecht kaum etwas einzuwenden.

Beruhet die (von der „Zeit“) geschilderte Art der Zustellung des Ausweisungsbefehles des Runtins Agliardi an den im Teschener Gefängnis befindlichen P. Stojalowski auf Wahrheit, und wie vermag im Bejahungsfalle Sr. Excellenz eine solche ungesetzliche Inanspruchnahme österreichischer staatlicher Organe seitens eines Vertreters einer auswärtigen Macht zu erklären und zu rechtfertigen? Mit dieser Frage schließt die in der Sitzung vom 24. October eingebrachte, an den Grafen B aden i gerichtete Interpellation über den Fall Stojalowski. Beantwortet ist diese Interpellation noch immer nicht, dagegen hat der Polizeicommissär der Kratauer Polizeidirection Dr. Adam Banach, der von uns namhaft gemachte Briefträger Agliardis, das goldene Verdienstkreuz mit der Krone erhalten. Lehre: Oesterreichische Beamte, welche besonders rasch ausgezeichnet zu werden das Verlangen tragen, mögen uns nur prompt jede „ungesetzliche Inanspruchnahme“ ihrer Dienste zur Kenntnis bringen.

Die liberale Partei glaubt für ihre Zukunft am besten zu sorgen, indem sie sich in den Schutz der Regierung begibt. Schutz vor der Regierung! ist dagegen die Lösung der jungen tschechischen Partei, indem sie ihre Abgeordneten verpflichtet, sich einer Neuwahl zu unterziehen, wenn sie eine staatliche Auszeichnung, ein neues oder höheres Staatsamt, oder eine Würde annehmen sollten, auf deren Verleihung das Ministerium einen entscheidenden Einfluss hat.

### Volkswirtschaftliches.

Die Krise dauert fort und vor dem Ultimo dürfte auch schwerlich eine anhaltende Besserung eintreten. Das Mißtrauen ist zu groß und kann sich nicht legen, bevor nicht die Gefallenen von den Ueberlebenden gestrichet werden können. Eine lebhaftere Reprise könnte auch nur eintreten, wenn sich die Contremine zu weit vorgewagt hätte, und das dürfte in Paris und London eher als bei uns der Fall sein. Dort gibt es auch schon eine Anzahl Papiere, die sehr billig sind, während man bei uns eigentlich nur sagen kann, dass die Effecten nicht theuer sind. Im Vergleich mit den Coursen vor 1/2—2 Jahren sind die Course fast sämtlicher Papiere des Wiener Coursblattes noch immer hoch.

An der Wiener Börse wird geklagt, dass die Haute Banque so wenig interveniert; doch wurden schon mehrmals Interventionsversuche gemacht, bisher aber war der Erfolg stets von kurzer Dauer. Es gibt verschiedene Arten zu intervenieren. Entweder kauft man die auf den Markt kommende Ware auf, oder hält auch nur den Cours eines besonders exponierten Effects, wobei es weniger darauf ankommt, dass sehr umfangreiche Käufe der intervenierenden Gruppe ausgeführt werden, als darauf, dass sie mit großer Miese senedne, mit möglichst viel Geräusch vollzogen werden. Man riskiert aber dabei, besonders wenn noch viel Ware in schwachen Händen ist, dass man zu viel kaufen muß; mit Erfolg wird sich diese Art der Intervention erst dann durchführen lassen, wenn die Contremine unvorsichtig geworden und große Baiffengagements eingegangen sind. Das Pariser Haus Rothschild versteht diese Intervention sehr gut und es hat zum letztenmal im Jahre 1891 durch gerabegru minimale Käufe der fürchterlichen Panik ein Ende gemacht, welche der mißglückten Emission der dreiprocentigen russischen Rente gefolgt war, und hat ein allgemeines *sauve qui peut* der Contremine hervorgerufen. Der Moment zu solcher Intervention dürfte in Paris wohl früher kommen als bei uns.

Die zweite Art der Intervention besteht darin, dass eine kräftige Gruppe, große Effectenposten, welche in einer schwachen Hand vereinigt sind, zu einem festen Course übernimmt, damit sie nicht auf den Markt kommen und denselben deroutieren. Auch hierin ist das Pariser Haus Rothschild Meister; z. B. Soubeyran wurde auf diese Weise mehrmals von seinem bedenklichen Effectenballast befreit, und soeben scheint auf dieselbe Weise — den Gerüchten zufolge, welche in solchen Fällen selten lügen — ein Pariser Großspeculant für den Markt ungefährlich gemacht worden zu